



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Proletarierdichter und Proletarierlieder

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

trachten. Ohne Nebenrücksichten soll er der Feststellung der Wahrheit nachgehen. Glaubt er sie gefunden zu haben, so muß ihm der Wunsch unverwehrt sein, sie zum Nutzen der Welt verwendet zu sehen. Es kann eine Reproduktion älterer Musik geben, die nur den Zweck des wissenschaftlichen Experiments hat. Daneben aber auch eine solche, die verloren gegangne Schönheitsideale wieder zu Ehren bringen und dadurch das geistige Leben der Zeit bereichern und erfrischen will. Oft wird es der Fall sein, daß das wissenschaftliche Experiment zur Wiederentdeckung eines solchen Ideals führt, daß der Kunstgelehrte findet, was der Künstler alsdann fruchtbar macht. Und damit treten wir auf die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart, auf der uns die Schätze der Musik unsrer Vorfahren zum vollsten Eigentum wieder zugeführt werden. Es ist notwendig, daß sich der Künstler ihrer bemächtigt und die durch die Kunstwissenschaft zu Tage geförderten Barren ausmünzt.

So ist es geschehen mit Bach und Palestrina, so wird es weiter geschehen mit allem Großen, was die Musikschichte vergangener Jahrhunderte noch für uns bergen. Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren. Es gab eine Zeit, da fühlten sich die deutschen Musiker reich genug, von dem zu leben, was sie selber aufbrachten. Dies Selbstgefühl fängt an, wankend zu werden. Aber sie brauchen nicht zu verzagen; im Rücken liegt ihnen ein kostbares Erbe, an das sie sich lehnen können. Noch ahnen sie kaum, wie umfangreich es ist. Die „Denkmäler deutscher Tonkunst“ werden helfen, seine Größe offenbar zu machen.

Berlin

Philipp Spitta



Proletarierdichter und Proletarierlieder

Proletarier ist ein sehr unamtliches, wenn nicht gar ein unparlamentarisches Wort. Niemand wird von Amtes wegen Proletarier genannt. Wenn man unter der „bessern Gesellschaft,“ die die Sozialdemokraten die „sogenannte“ bessere Gesellschaft nennen, eine der beliebten modernen Abstimmungen veranstaltete über die Frage, ob es ein Proletariat gebe oder nicht, es wäre sehr zweifelhaft, ob sich die Mehrheit nicht gegen das Dasein des Proletariats entschiede. Was weiß die bessere Gesellschaft von den Proletariern? Anders wäre es, wenn das Wort mit einem amtlichen Stempel versehen wäre, vor dem natürlich jedermann die gebührende Hochachtung hätte. Vielleicht weckt jedoch das Wort in den Mitgliedern der „Gesellschaft“ eine entfernte Erinnerung von der Schulbank her, die wenigstens halbamtlich ist. Dort haben sie bei Gelegenheit im Geschichtsunterricht die sechs Klassen der Verfassung des alten Servius lernen

müssen, vielleicht sogar auswendig lernen müssen, von denen die sechste und zahlreichste wunderbarerweise nur eine einzige Centurie gegenüber hundert und einigen neunzig andern bildete. In diese Klasse kamen alle die gemeinen Leute hinein, die nicht genug „Afse“ hatten, die „dem Staate nur mit ihrer Nachkommenschaft, nicht mit ihrem Vermögen dienen.“ Aber das ist auch fast die einzige passende Gelegenheit, wo das Proletariat in der Weltgeschichte unbedenklich allgemeine Anerkennung findet. Heute hört die „bessere Gesellschaft“ zwar wieder von Klassen und Proletariern, aber heute hat die Sache einen höchst unangenehmen unamtlichen Beigeschmack: die böse Sozialdemokratie hat sich des häßlichen Worts für ihre Parteizwecke bemächtigt, sie redet den Leuten ein, daß sie Proletarier seien, sie ist schuld an dem Wort. Auf ihre Fahne hat sie den Schlachtruf geschrieben, der am Ende des „Kommunistischen Manifests“ stand: Proletarier aller Länder, vereinigt euch!

Aber wenn der Sozialdemokratie das fremde Wort gefällt, was geht das die „bessere Gesellschaft,“ die Geldgesellschaft, an? Es geht sie ebenso wenig etwas an, wie daß die Sozialdemokratie sie als „Bourgeoisie“ bezeichnet. Wenn man nach einer anerkannten Gesamtbezeichnung für die große Masse sucht, die ihre „Hände“ und etwas Münze hat, kommt man ebenso sehr in Verlegenheit, als wenn man sich nach einer solchen für die feinen Leute umsieht, die reichliche Mittel und wenig Händearbeit haben, die mit Leib und Seele Kapitalisten sind.

Nun, amtlich oder nicht, es giebt leider so etwas wie ein Proletariat und eine Bourgeoisie. Es giebt sie, obwohl arm und reich vor denselben Gerichten Recht erhalten, und obwohl alle „Staatsbürger“ je einen Stimmzettel bei strengem Verbot selbst von äußern unterscheidenden Merkmalen in die gleiche Wahlurne legen. Es giebt sie, obwohl der heutige Staat weder mit dem Proletariat noch mit der Bourgeoisie eins sein will, weil er ohne beide zusammen nicht leben kann. Er möchte die streitbare Gegnerschaft, in der sie sich gegenüberstehn, am liebsten gänzlich leugnen, weil sie ihm die recht unbequeme und manchmal recht undankbare Rolle des ehrlichen Vermittlers auferlegt. Es giebt eine arme Welt der Entbehrung und eine reiche Welt des Überflusses, die sich beide in vielen Stücken recht schlecht verstehen.

Das Proletariat hat einen Kopf, der sich den Mund nicht verbieten läßt, der redet, schreit und singt. Das Proletariat hat seine Redner, Schreier und Sänger. Das Proletariat hat auch seine Dichter, die ihm seine Lieder machen. Der Kopf — die Sozialdemokratie behauptet, dieser Kopf zu sein — sieht nicht immer schön aus, und die Lieder und Gedichte sind auch nicht durchweg schön. Aber sie sind nicht so schlecht, wie sie von der Gegnerin, der Bourgeoisie, gemacht werden. Man hat das Proletariat so lange sich selber überlassen, daß man sich nun nicht wundern darf, wenn es sich möglichst alles selbst zu schaffen unternimmt, seinen Staat, seine Ideale und seine Kunst. Der Proletarier ist nichts und sucht etwas zu werden. Die Sozialdemokratie

nimmt sich des armen Teufels von Anfänger an und hilft ihm bei seinen Erstlingsversuchen auf die Beine, er hat das Zeug sich zu vervollkommen und erweist sich gegen seinen Beschützer dankbar, indem er die „Partei“ unterstützt. So kommt es, daß die Sozialdemokratie und das Proletariat manchmal fast eins zu sein scheinen, so kommt es, daß sich die Sozialdemokratie zu der dreisten Behauptung versteigt, es sei unter den heutigen Verhältnissen nur eine einzige Art von Volksliedern möglich, nämlich die, die die Empfindungen der nach Befreiung ringenden letzten Klasse, der Proletariertklasse, wiedergeben, mit andern Worten, es seien nur noch sozialdemokratische Volkslieder möglich. Vielleicht haben nicht alle, die dazu berufen waren, genügend ihre Pflicht gethan, ein solches Ergebnis, wenn es uns bevorstehen sollte, zu verhüten.

Die Gedichte von einigen der sozialdemokratischen Genossen, die dichterisch tätig gewesen sind, sind jetzt gesammelt und herausgegeben worden. Es sind vor kurzem fünf Bände, vorläufig fünf, erschienen unter dem stolzen Titel: Deutsche Arbeiter=Dichtung,*) als ob auch Arbeiter und Sozialdemokrat dasselbe wäre. Vielleicht haben es die andern, die wahren Dichter auch veräußt, den „Arbeitern“ ihre Lieder zu dichten, sodas sich die sozialdemokratischen Dichter dieser Aufgabe ohne Mitbewerber unterziehen konnten. Die dichtende Sozialdemokratie hat nicht nur die Vertretung des Proletariats, sondern auch die der Arbeiterklasse übernommen. Man könnte glauben, und viele glauben es wohl schon, die drei, Arbeiter, Proletariert und Sozialdemokrat, seien ganz dasselbe, obwohl nicht nur unter den Arbeitern Proletariert zu finden sind. Es giebt auch „Proletariert im Frack.“

Die Ausstattung dieser fünf Bände ist echt sozialdemokratisch. Die Sozialdemokratie kennt unsre an „Sensation“ gewöhnte Zeit, sie weiß, wie schwer es hält, Eindruck auf die durch das ewige Zeitunglesen abgestumpften Gemüter zu machen. Darum hat sie auf den Einband ein Bild gemalt, das in ängstlichen Herzen blasse Furcht vor dem Zukunftsstaat erregen könnte. Rot ist die Farbe des sozialdemokratischen Staates, dem angeblich die Zukunft gehört. Welche Farbe der wirkliche Zukunftsstaat, der so gewiß wie die Zukunft selbst ist, haben wird, kann natürlich niemand wissen. Das Bild, die Verkündigung eines roten Staats, zeigt eine aufgehende rote Strahlensonne, auf der die Fasces, das Rutenbündel mit dem Beil, liegen, das alte römische Zeichen der Herrschergewalt, das die Viktoren ihren Obrigkeiten vorantrugen. Auf dem Beil hängt die rote phrygische Mütze, das Zeichen der letzten, der Proletariertklasse! Wird sie jemals an die Herrschaft gelangen, wird die „Diktatur des Proletariats“ jemals zur Wahrheit werden? Es ist noch nicht zu spät, uns vor einer solchen Aussicht zu bewahren.

So wenig amtlich vorhanden wie das Proletariat im heutigen Staat,

*) Deutsche Arbeiterdichtung. Eine Auswahl Lieder und Gedichte deutscher Proletariert. Stuttgart 1892, J. S. W. Diez.

so wenig vorhanden sind die sieben Dichter, die sich uns in diesen Bänden mit den Erzeugnissen ihrer proletarischen Muse vorstellen, in der künftigen Litteraturgeschichte. Wer kennt ihre Namen, wer weiß etwas von den Schicksalen ihrer Träger? Ihre Namen sind in der Litteratur unbekannt oder werden höchstens, wenn ein Buch recht vollständig zu sein beabsichtigt, in einer abgelegnen Ecke mitgenannt. Die Partei mag ihr Verdienst in Ehren halten, aber das „Publikum,“ oder was man so nennt, hört und sieht sie kaum. Der eine, und zwar der bedeutendste unter den sieben, hat deshalb sogar darauf verzichtet, seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen, er hat sich begnügt, das Vorwort mit den Buchstaben N. L. zu unterzeichnen. Der Gedanke — sagt er — habe ihm nie eine schlaflose Stunde bereitet, ob ihn die künftige Litteraturgeschichte jemals in irgend einem ihrer vielen Fächer mit mehr als einer bloßen Namensnennung unterbringen werde, er möchte die „Perücken“ selbst um dieses magere Vergnügen pressen. Er zeigt damit, daß er ein echtes Kind seiner Zeit ist; denn was ist heute ein Name! Selbst die Namen, die auf dem großen Marke des Gesellschaftslebens lärmend ausgeschrien werden und sich allbekannt machen, wie rasch fallen sie der Vergessenheit anheim! Wie schwer ist es, in einer Zeit, wo das Schwergewicht in der Zahl und in der Masse liegt, als einzelner etwas zu gelten! Überdies ist der namenlose Verfasser ein Proletarier, und ein Proletarier ist ohne Namen, weil er nichts als einer unter vielen ist.

Unbestreitbar sind aber auch die sechs, die sich nennen und von ihren Lebensschicksalen etwas verlauten lassen, echte und rechte Proletarier. In ihren Lebensläufen zeigen sich manche gemeinsame Züge. Sie stammen alle aus dem „Volke,“ sie haben alle ein Gewerbe gelernt, um sich mit ihrer Hände Arbeit durch die Welt zu schlagen. Sie waren selbst einige von den zahllosen „Händen,“ die das Riesenräderwerk der modernen Industrie beschäftigt. Ehe sie ans Dichten dachten, waren sie „Arbeiter“: Hafenclever war Lohgerber, Frohne Maschinenbauer, Regel Buchdrucker, Scheu Vergolder, Audorf Schlosser und Lepp Cigarrenmacher. Die Verbindung von Dichter und Arbeiter wäre in keiner frühern Zeit möglich gewesen, und fürwahr, das allein genügt, die ganze Bedeutung des vierten Standes zu veranschaulichen. Alle sechs sind Autodidakten und haben das gemeinsam, daß sie einen andern „Beruf“ ergriffen haben, aber was für einen? Sie sind berufsmäßige Sozialdemokraten, „Führer“ des Proletariats geworden.

Wilhelm Hafenclever, ein Westfale, ist der einzige, der nicht mehr am Leben ist. Aus einem Lohgerber wurde er 1862 Redakteur, dann „Agitator,“ Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und Reichstagsabgeordneter. Er starb geisteskrank in einer Heilanstalt zu Schöneberg bei Berlin im Jahre 1889. „Die Berliner Arbeiter — heißt es in seiner Biographie — ehrten ihn, indem sie ihn 15000 Mann stark zu Grabe geleiteten. Sein Bild

hängt heute in tausenden von Hütten.“ Karl Frohme, ein katholischer Hannoveraner, zog sich als Maschinenbauer eine schwere Verletzung zu, bildete sich während der aufgezwungenen Muße eifrig weiter, war bereits in seinem achtzehnten Jahre Schriftführer des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, redete, agitirte, redigirte und schriftstellerte, ist gegenwärtig Redakteur des „Hamburger Echo“ und Reichstagsabgeordneter. Max Regel, ein Dresdner, der Sohn einer armen Nähterin, lernte während seiner Schuljahre und während seiner fünfjährigen Buchdruckerlehre alle Bitterkeiten der tiefsten Armut kennen, unterrichtete sich durch Selbststudium, wurde Mitarbeiter demokratischer Blätter und ist seit Anfang der siebziger Jahre „im Dienste der Sozialdemokratie“ journalistisch thätig, gegenwärtig litterarischer Mitarbeiter der bedeutendsten Verlagsbuchhandlung und Mitredakteur des hervorragendsten Wigblattes seiner Partei. Andreas Scheu, ein Wiener, katholisch erzogen, machte eine vierjährige Lehrzeit in der Werkstätte eines Vergolders durch, wo er „Arbeit genug, aber wenig Unterricht“ bekam, bildete sich in einer Gewerbeschule fort, wurde in einer Fabrik Zeichner und Modelleur, erhielt ein Stipendium zum Besuche der Pariser Weltausstellung, wurde in den Strudel der Arbeiterbewegung hineingerissen, vernachlässigte seine Geschäfte und widmete sich immer mehr den „Pflichten“ des Parteikampfes, wurde Redakteur, wanderte, da er als Sozialdemokrat in Oesterreich kein Unterkommen mehr fand, nach England aus und ist jetzt Vertreter ausländischer Firmen in London, ohne jedoch im Auslande den Zielen seiner Partei im geringsten untreu geworden zu sein. Der sechste, Jakob Rudorf, ist wieder ein Norddeutscher, ein Hamburger, der bekannte, d. h. den Arbeitern als solcher bekannte Verfasser der sogenannten deutschen Arbeitermarschallaise. Es ist ihm ähnlich gegangen wie den vorigen: er besuchte eine Armenschule, arbeitete in der Schmiede und am Schraubstock, erweiterte seine Kenntnisse im Hamburger Arbeiterbildungsverein und trat dann in die „Bewegung“ ein. Nachdem er als Geschäftsreisender ganz Rußland kennen gelernt und eine Russin geheiratet hatte, ließ er sich in Hamburg nieder, um sich nur der journalistischen und litterarischen Thätigkeit zu widmen. Eifriger Sozialdemokrat, ist er doch „gut deutsch, ja gut norddeutsch“ geblieben. Der Cigarrenmacher Lepp, den wir als siebenten und letzten nannten, ist wirklich von allen der letzte. Er ist der ärmste, ein Hungerleider, der sich selbst „als Proletar in des Wortes verwegenster Bedeutung“ bezeichnet. Seine Selbstbiographie entrollt ein trauriges Bild von Proletarierelend mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Elends. In einer Proletarierstraße zu Halberstadt ist er in dem Hungerjahre 1847 zur Welt gekommen, auf Lebenszeit „ein Mitglied des skrophulösen Gesindels.“ Er und so und so viel Geschwister verloren, als er neun Jahre zählte, den Vater; „freudlos war seine Kindheit.“ Mit seinem „von der Stubenatmosphäre entnervten Körper“ mußte er den Kampf ums Dasein „in der großen Heßjagd der bürgerlichen Gesellschaft“ aufnehmen.

so wenig vorhanden sind die sieben Dichter, die sich uns in diesen Bänden mit den Erzeugnissen ihrer proletarischen Muse vorstellen, in der künftigen Litteraturgeschichte. Wer kennt ihre Namen, wer weiß etwas von den Schicksalen ihrer Träger? Ihre Namen sind in der Litteratur unbekannt oder werden höchstens, wenn ein Buch recht vollständig zu sein beabsichtigt, in einer abgelegenen Ecke mitgenannt. Die Partei mag ihr Verdienst in Ehren halten, aber das „Publikum,“ oder was man so nennt, hört und sieht sie kaum. Der eine, und zwar der bedeutendste unter den sieben, hat deshalb sogar darauf verzichtet, seinen Namen auf das Titelblatt zu setzen, er hat sich begnügt, das Vorwort mit den Buchstaben N. L. zu unterzeichnen. Der Gedanke — sagt er — habe ihm nie eine schlaflose Stunde bereitet, ob ihn die künftige Litteraturgeschichte jemals in irgend einem ihrer vielen Fächer mit mehr als einer bloßen Namensnennung unterbringen werde, er möchte die „Perücken“ selbst um dieses magere Vergnügen pressen. Er zeigt damit, daß er ein echtes Kind seiner Zeit ist; denn was ist heute ein Name! Selbst die Namen, die auf dem großen Markte des Gesellschaftslebens lärmend ausgeschrien werden und sich allbekannt machen, wie rasch fallen sie der Vergessenheit anheim! Wie schwer ist es, in einer Zeit, wo das Schwergewicht in der Zahl und in der Masse liegt, als einzelner etwas zu gelten! Überdies ist der namenlose Verfasser ein Proletarier, und ein Proletarier ist ohne Namen, weil er nichts als einer unter vielen ist.

Unbestreitbar sind aber auch die sechs, die sich nennen und von ihren Lebensschicksalen etwas verlauten lassen, echte und rechte Proletarier. In ihren Lebensläufen zeigen sich manche gemeinsame Züge. Sie stammen alle aus dem „Volke,“ sie haben alle ein Gewerbe gelernt, um sich mit ihrer Hände Arbeit durch die Welt zu schlagen. Sie waren selbst einige von den zahllosen „Händen,“ die das Riesenräderwerk der modernen Industrie beschäftigt. Ehe sie ans Dichten dachten, waren sie „Arbeiter“: Hasenclever war Lohgerber, Frohne Maschinenbauer, Regel Buchdrucker, Scheu Vergolder, Ludorf Schlosser und Lepp Cigarrenmacher. Die Verbindung von Dichter und Arbeiter wäre in keiner frühern Zeit möglich gewesen, und fürwahr, das allein genügt, die ganze Bedeutung des vierten Standes zu veranschaulichen. Alle sechs sind Autodidakten und haben das gemeinsam, daß sie einen andern „Beruf“ ergriffen haben, aber was für einen? Sie sind berufsmäßige Sozialdemokraten, „Führer“ des Proletariats geworden.

Wilhelm Hasenclever, ein Westfale, ist der einzige, der nicht mehr am Leben ist. Aus einem Lohgerber wurde er 1862 Redakteur, dann „Agitator,“ Präsident des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins und Reichstagsabgeordneter. Er starb geisteskrank in einer Heilanstalt zu Schöneberg bei Berlin im Jahre 1889. „Die Berliner Arbeiter — heißt es in seiner Biographie — ehrten ihn, indem sie ihn 15 000 Mann stark zu Grabe geleiteten. Sein Bild

hängt heute in tausenden von Hütten.“ Karl Frohme, ein katholischer Hannoveraner, zog sich als Maschinenbauer eine schwere Verletzung zu, bildete sich während der aufgezwungenen Muße eifrig weiter, war bereits in seinem achtzehnten Jahre Schriftführer des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins, redete, agitirte, redigirte und schriftstellerte, ist gegenwärtig Redakteur des „Hamburger Echo“ und Reichstagsabgeordneter. Max Regel, ein Dresdner, der Sohn einer armen Nähterin, lernte während seiner Schuljahre und während seiner fünfjährigen Buchdruckerlehre alle Bitterkeiten der tiefsten Armut kennen, unterrichtete sich durch Selbststudium, wurde Mitarbeiter demokratischer Blätter und ist seit Anfang der siebziger Jahre „im Dienste der Sozialdemokratie“ journalistisch thätig, gegenwärtig litterarischer Mitarbeiter der bedeutendsten Verlagsbuchhandlung und Mitredakteur des hervorragendsten Witzblattes seiner Partei. Andreas Scheu, ein Wiener, katholisch erzogen, machte eine vierjährige Lehrzeit in der Werkstätte eines Vergolders durch, wo er „Arbeit genug, aber wenig Unterricht“ bekam, bildete sich in einer Gewerbeschule fort, wurde in einer Fabrik Zeichner und Modelleur, erhielt ein Stipendium zum Besuche der Pariser Weltausstellung, wurde in den Strudel der Arbeiterbewegung hineingerissen, vernachlässigte seine Geschäfte und widmete sich immer mehr den „Pflichten“ des Parteikampfes, wurde Redakteur, wanderte, da er als Sozialdemokrat in Oesterreich kein Unterkommen mehr fand, nach England aus und ist jetzt Vertreter ausländischer Firmen in London, ohne jedoch im Auslande den Zielen seiner Partei im geringsten untreu geworden zu sein. Der sechste, Jakob Audorf, ist wieder ein Norddeutscher, ein Hamburger, der bekannte, d. h. den Arbeitern als solcher bekannte Verfasser der sogenannten deutschen Arbeitermarschallise. Es ist ihm ähnlich gegangen wie den vorigen: er besuchte eine Armenerschule, arbeitete in der Schmiede und am Schraubstock, erweiterte seine Kenntnisse im Hamburger Arbeiterbildungsverein und trat dann in die „Bewegung“ ein. Nachdem er als Geschäftsreisender ganz Rußland kennen gelernt und eine Russin geheiratet hatte, ließ er sich in Hamburg nieder, um sich nur der journalistischen und litterarischen Thätigkeit zu widmen. Eifriger Sozialdemokrat, ist er doch „gut deutsch, ja gut norddeutsch“ geblieben. Der Cigarrenmacher Lepp, den wir als siebenten und letzten nannten, ist wirklich von allen der letzte. Er ist der ärmste, ein Hungerleider, der sich selbst „als Proletar in des Wortes verwegenster Bedeutung“ bezeichnet. Seine Selbstbiographie entrollt ein trauriges Bild von Proletarierehend mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Elends. In einer Proletarierstraße zu Halberstadt ist er in dem Hungerjahre 1847 zur Welt gekommen, auf Lebenszeit „ein Mitglied des skrophulösen Gefindels.“ Er und so und so viel Geschwister verloren, als er neun Jahre zählte, den Vater; „freudlos war seine Kindheit.“ Mit seinem „von der Stubenatmosphäre entnervten Körper“ mußte er den Kampf ums Dasein „in der großen Hezjagd der bürgerlichen Gesellschaft“ aufnehmen.

Er wurde, was sein Vater gewesen war, und suchte seine Natur „an die Ausdünstungen des feuchten Tabaks, sowie an die mit Tabaksstaub geschwängerte Luft“ zu gewöhnen, „Übelkeit und Kopfschmerz verließen ihn nicht mehr.“ Stets ein höchst mittelmäßiger Arbeiter, kaufte er sich von seinen paar Spargroßen Bücher, las und erwarb sich so, geistig regsam, wie es manche dieser Skrophulösen sind, „das wenige Wissen, das er besitzt.“ Er fing an zu agitieren, zu schreiben, zu dichten. Er erlaubte sich, eine Familie zu gründen und das Elend fortzupflanzen, Krankheit und Nahrungsvorgen waren der Lohn dafür. Ein Augenleiden verwehrt ihm die weitere Ausübung seines Berufs, er sah sich gezwungen, einen Wandergewerbeschein zu lösen. Den Tragkorb auf dem Rücken, einen seiner Knaben vor dem Bauche, schleppt er sich im Schweiß seines Angesichts durch die Dörfer und über die Landstraße, „ein germanischer Zigeuner!“ Seine Gedichte aus dieser Zeit sind „so schauerlich, daß er Bedenken trägt, sie der Öffentlichkeit zu übergeben.“ Wahrscheinlich sind sie „polizeiwidrig“ geworden. Wie könnten sie auch anders sein? Statt daß die Gesellschaft einem solchen Enterbten, der mehr als Cigarrenmachen versteht, unter die Arme griffe, stößt sie ihn von sich, sodaß er an Gott und Welt verzweifelt und ihr die paar Zähne zeigt, die er noch hat. Er fand keinen Verleger für seine Keimereien und entschloß sich, sein eigener Verleger zu werden. Einige Arbeiterzeitungen lobten ihn, die „gesamte Presse Deutschlands“ schwieg ihn natürlich tot. Die Honoratioren seines Wohnorts holten sich sein Buch „zur Ansicht,“ damit sie im Kasino davon reden konnten, und brachten es — natürlich — unaufgeschnitten zurück; sie könnten doch, meinten sie, keinen ausgesprochenen Gegner unterstützen, der sie in seinen Gedichten heruntermacht.

Diese Lebensläufe sind nicht minder wichtig und interessant, als die von so manchen Angehörigen der Bourgeoisie, die unsre illustrierten Blätter füllen. Alle diese Dichter sind in gewisser Weise self-made-men, begabte Köpfe, die aus dem Proletariat hinausstrebten und dabei in die Arme der Sozialdemokratie gerieten. Warum sucht die Gesellschaft die wirklich befähigten unter den Proletariern nicht in ihren eignen Dienst zu nehmen und anständig zu belohnen?

Es ist merkwürdig, welchen gewaltigen Eindruck auf diese strebenden Geister die geniale Persönlichkeit Lassalles gemacht hat. Lassalle hat die Hasenclever, Frohme, Kegel, Scheu und Lepp aufgeweckt. Das „Lied der deutschen Arbeiter,“ das Rudorf auf ihn gedichtet hat, unter dessen Klängen jetzt die Arbeiterbataillone marschieren, wird nicht ganz richtig „Deutsche Arbeitermarzellaise“ genannt; eher könnte es, wenn die Wortendung nicht so undeutsch wäre, Lassallaise heißen, denn sein Refrain lautet:

Nicht zählen wir den Feind,
Nicht die Gefahren all:
Der kühnen Bahn nur folgen wir,
Die uns geführt Lassalle!

Aber, wird man fragen, sind diese Jünger Lassalles, diese Sozialdemokraten wahre und wahrhaftige Dichter? Der dichterische Wert ihrer Verse ist gewiß sehr verschieden. Einige Erstlingsgedichte sind bloße Übungen. Aber viele andre Stücke der Sammlung sind der Form wie dem Inhalt nach durchaus tadellos. Warum sollten auch Arbeiter und Arbeiterführer das Versemachen im Nebenamte nicht ebenso gut verstehen, wie so viele besitzende Dichter, die tagsüber bei den Akten, abends auf dem Helikon verweilten? Es ist aber bezeichnend, daß sich die beiden Welten des Proletariats und der Bourgeoisie nicht einmal auf dem doch, wie man denken sollte, neutralen Gebiete der Kunst vertragen können. Diese Proletarier lehnen, obwohl sie dichten können, den Titel Dichter ab! Lepp verschmäht „den ziemlich anrühigen Titel,“ er will ein Volksfänger sein. Er hätte sich freilich nicht mit Anlehnung an Beranger den „deutschen Chansonnier“ nennen sollen, denn mit Beranger kann er sich nicht messen. Auf alle Fälle aber sollten die bürgerlichen „Dichter“ erkennen, wie nahe die Gefahr liegt, daß sie volksfremd und beim Volke unverstanden werden; der Papierkorb, in den das Volk die ungelesenen Erzeugnisse schleudert, ist riesengroß. Auch der „Namenlose,“ entschieden der formvollendetste und am tiefsten empfindende unter den Sieben, mag kein „Dichter“ sein, er bestreitet entrüstet, „ästhetisch“ erzogen worden zu sein.

Es hat kein Dichter dieses Buchs
Den Tonfall ängstlich abgewogen
Beim Wort des Hornes und des Fluchs.

Bürgerliche „Kollegen“ haben ihm den Vorwurf gemacht, daß er „allzu eintönig“ sei. Aber er weiß darauf zu antworten. Hört ihrs, fragt er die Verächter des Eintönigen, die ihr das Meer von eurer Saison im Seebade kennen müßt,

Hört ihrs nicht im Geiste wieder,
Das Donnern an der Düne Saum,
Das, monoton, wie unsre Lieder,
Euch aufgeschreckt aus süßem Traum?

Und

Eintönig, finster und gewaltig
Sind Horn und Klage, Haß und Groll.
Stimmt eurer Instrumente Menge,
Gebt ein Konzert, doch glaubet mir:
Ihr kommt unrettbar in die Enge:
Denn Sturm und Brandung bringen wir!

Übrigens ist der Vorwurf der Eintönigkeit gegenüber dem Namenlosen wie gegenüber diesen Proletarierdichtern insgesamt gar nicht gerechtfertigt. Sie wissen auch andre Töne als die dem engen Parteiprogramm entlehnten anzuschlagen. Nur ein eingefleischter Bourgeois kann sich einbilden, daß ein Sozialdemokrat notwendig ein gefühl- und herzloser Mensch sein müsse. Audorf hat

ein warmes Herz für Familie, Freundschaft und Heimat, er ist auch nicht ohne schalkhaften Humor. Wie hamburgisch-gemütlich schließt zum Beispiel seine kleine Betrachtung über das beleidigende Wort „Ker!“ Ja bei dem Namenlosen findet sich sogar ein „patriotisches“ Lied: Die Mädchen von Kolberg. Kurz, wenn auch der Grundton proletarisch ist, so fehlt es diesen Gedichten doch weder an Vielseitigkeit noch an Empfindung. Und es ist ein großes Glück, daß es so ist; es wäre schlimm, wenn erst beim Bourgeois der Mensch anfinge, es wäre schlimm, wenn Reich in seinem Buche „Die bürgerliche Kunst und die besitzlosen Volksklassen“ ein Recht hätte zu sagen: „Menschen im wahren Sinn sind nur die kunstfönnigen Gebildeten und Besitzenden, nicht die wimmelnden Massen der kunstfeindlichen Barbaren des Proletariats.“

Man kann in den fünf Bänden dieser Gedichtsammlung verschiedene Gattungen von Gedichten unterscheiden, die zum Teil nur unter Proletariern möglich sind. Zu den eigentlichen Parteigedichten gesellen sich vor allem solche, die das Leben, Sinnen und Treiben des Proletariers, sei es des gebildeten, der gerade wegen seiner Bildung der wahre Proletarier ist, sei es des arbeitenden und des arbeitslosen behandeln. Hieran schließen sich unter anderm die Mairieder, die Handwerksburschen- und Vagabundenlieder, sowie die — Gefängnislieder, eine sehr neumodische und zeitgemäße Gattung.

Sehen wir uns zunächst einmal den gebildeten Proletarier, wie er uns in diesen Liedern entgegentritt, etwas näher an. Er hat wie alle andern Menschen den Wunsch, glücklich zu sein. Es wäre ihm gewiß nicht schwer, glücklich zu werden, wenn er mit den bescheidensten Verhältnissen noch zufrieden sein könnte. Aber Proletarier und Zufriedenheit sind unverträgliche Begriffe. Der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ macht er sich nicht schuldig, er will ein „menschenwürdiges Dasein“ führen oder keins. Einer der Wünsche, die dem nach Glück begehrenden Proletarier allzu menschlich in den Sinn kommen, ist der nach Liebesglück, nach Familie und nach einem eignen Herd. Aber darf ein solcher Habenichts ein Weib nehmen, kann er es verantworten, Wesen, die er liebt, in sein brotloses Dasein zu verstricken? Eines obrigkeitlichen „Konsequenzen“ bedarf es ja nicht mehr, und ein ungebildeter Arbeiter würde am Ende darauflos heiraten, aber was sagt das Gewissen dem gebildeten und wissenden Mann, wenn er nicht zahlungsfähig genug ist? Wird ihn sein klarer Verstand über die natürlichen Neigungen siegen lassen? Ach, für den Proletarier scheint es am besten zu sein, auf Familienglück zu verzichten, „sich keiner zu vermählen.“

Doch in dies Los ein zartes Weib verflechten,
Des Schmerz verdoppelt mir zum Herzen spricht?
Ich würde zittern, säh ich stumm sie leiden,
Verriete mir ihr Blick geheime Pein —
Gesaßt auf alles bin ich nur allein:
Da haßt du, Kind, den Grund für dieses Scheiden!

Dem gebildeten Proletarier kommen malthusianische Gedanken, wenn es sich für ihn um Heirat und Ehe handelt. Sie beide, Mann und Weib, würden sich wohl durchschlagen, ohne daß er seine Überzeugungen auf dem häuslichen Herde zu opfern hätte, vielmehr könnte sie sein Trost und seine Freude werden, indem sie getreulich seine Armut mit ihm teilte. Aber was soll aus den Sprößlingen eines Proletariers gutes werden? Wer verpflichtet ihn, dafür zu sorgen, daß das Getriebe der Welt zusammengehalten wird?

Und wenn der letzte Proletar auf Erden

Mit einem Fluche in die Grube fährt,

Was kümmerts ihn, wer dann die Herrn ernährt?

Er fragt: „Warum uns selbst erneun in armen Kindern, die man gleich uns zeitlebens schert und melkt?“ Und: „Wer kann uns wehren, selbst uns zu vernichten?“ Ein anderer fragt:

Doch der einst sprach: „Mehrt eure Zahl,“

Hat er nur zu der Menschheit Qual

Uns diesen Trieb ins Herz gegraben?

Nicht als ob der Proletarier nicht ebensogut einer wahren, innigen Liebe fähig wäre, wie die Bourgeois, deren Ehen so oft bloße Geldheiraten sind. Aber ob er nun den ersten Schritt thut und sich fürs Leben bindet, oder nicht, er wird seiner Partei nicht untreu werden; der vermehrte Druck, der auf ihn als einem Familienhaupte lastet, führt ihn denen zu, die „Befreiung“ versprechen. Wenn er das angeblich „freudlose Dasein“ eines einsamen Junggesellen vorgezogen hat, hat er umsomehr die Möglichkeit, seinen „Mitbrüdern“ seine Zeit und Kraft zu widmen. Als Junggeselle kann er dem Staat erst ordentlich zu schaffen machen, kann er offener unzufrieden sein, kann er „zielbewußt“ wie ein Mann kämpfen:

Du, darband Arbeitsvoll, allein

Sollst all mein Sein und Denken haben!

(Schluß folgt)



Die Geschichte des Etatsrats

Von Charlotte Niese



Als der Etatsrat Peter Lauritzen sein Amt als Bürgermeister der Stadt Osterburg niederlegen mußte, da beschloß er nach Holstein zu ziehen. Dort, mitten im Lande und in der lieblichsten Gegend, lag das Städtchen, dessen Gymnasium er als Schüler besuchte und wo es ihm immer so gut gefallen hatte. Er zog auch deshalb hin, weil die Stadt nur wenige tausend Einwohner zählte, es also